Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

# Der Volksfreund. 1901-1932
# 1930

231 (4.10.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

# Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

## Der Ueberfall im Auto

John Hickson verließ das Hotel Ritz und überschritt langsam den Vendomeplatz. Ein ganz leichter, dünner Regen fiel, der sich um die elektrischen Lampen, die den Platz beleuchteten, wie ein feiner, lichter und bewegter Schleier legte. John Hickson blieb in der Mitte des Platzes stehen und überlegte, ob er ins Hotel zurückgehen sollte, um seinen Regenmantel zu holen. In diesem Augenblick fuhr ein Auto langsam an ihm vorbei. Der Chauffeur fragte mit höflich einladender Armbewegung: „Taxi, Monsieur?" Hickson nickte und fragte den Chauffeur, ob er wüßte, wann die Revue des „Casino des Paris" begänne. Nach erhaltener Auskunft sagte er kurz: „Gut, also zum Casino!"

Er stieg ein und wollte sich eben auf den Ledersitz niederlassen, als sich der Wagen auch schon mit einem heftigen Ruck und mit beängstigender Geschwindigkeit in Bewegung setzte, so daß Hickson auf den Sitz geschleudert wurde. Im gleichen Augenblick sagte eine Stimme: „Es ist, daß Sie mir ein bißchen Gesellschaft leisten wollen". Der Sprecher war ein Mann mit einem kleinen Mojoubart. Er hielt einen Revolver in der Hand. Hickson betrachtete den Unbekannten und den Revolver mit unverhohlener Verblüffung. „Was soll das heißen?" fragte er mit belegter Stimme.

„Das werden Sie bald genug erfahren", erwiderte lächelnd sein Gegenüber. „Gestatten Sie zunächst . . ." — mit einem schnellen Griff hatte er aus John Hicksons hinterer Hosentasche den Browning gezogen und ihn in seiner eigenen Tasche verstaut. „Sind die Ringe an Ihren Händen echt?" erkundigte er sich höflich.

„Ja."

„Ausgezeichnet. Würden Sie sich, bitte, die Mühe machen, die Ringe abzustreifen!"

Während Hickson seine Ringe abstreifte, warf er einen Blick nach der Tür, den der andre auffing.

„Geben Sie sich keine Mühe! Die Türen sind nur von außen zu öffnen. Aber Sie können versichert sein, daß ich Sie gern hinauslassen werde, wenn unsere Plauderei zu Ende ist."

Hickson gereizt von dem ironischen Ton, fragte scharf: „Wer sind Sie eigentlich, und was wollen Sie von mir?"

„Ich gestatte mir, zu bemerken, daß ich Ihre Frage — na, sagen wir: für wenig intelligent halte. Ich bin Spitzbube und will Ihre Wertsachen. Zunächst Ihre werte Brieftasche. Zu weiteren Auskünften bin ich gern bereit."

„Das Abenteuer beginnt mich zu interessieren. Verzeihen, Sie den gereizten Tonfall meiner Frage! Im Grunde sind Sie der charmanteste Dieb, den ich je kennen gelernt habe." Der andere lachte: „Sehen Sie, wir verstehen uns glänzend. Darf ich also um die Brieftasche bitten!"

„Bitte sehr!" Hickson reichte ihm seine schwarze Brieftasche. Der Unbekannte öffnete sie und rief erstaunt aus, nachdem er sie sorgfältig untersucht hatte: „Wie! Sie haben nur zweihundertfünfzig Franken bei sich! Ein Gast des Hotels Ritz! Erlauben Sie, daß ich das ebenso erstaunlich wie blamabel finde! Zweihundertfünfzig!"

„Wundert Sie das so sehr? In Paris muß man sehr vorsichtig sein. Wie leicht kann man bestohlen werden . . ."

„Beide lachten. Der Unbekannte reichte Hickson die Tasche zurück: „Ich will Ihnen wenigstens die Möglichkeit lassen, mit einem Auto zurückzufahren. Ihre Uhr?"

„Platin"

„Ah, darf ich bitten!"

Die Uhr verschwand in der gleichen Manteltasche, in der die Ringe und der Revolver versunken waren. „Sonstige Wertgegenstände?"

„Mein silberner Bleistift vielleicht?"

„Danke, mit Kleinigkeiten gebe ich mich nicht ab. Aber ich sehe es Ihnen an, daß Sie, wenn auch nichts Wesentliches mehr in den Taschen, so doch etwas Wesentliches auf dem Herzen haben. Fragen Sie, ich werde antworten."

John Hickson lächelte: „Ihre Art entzückt mich. Sie wissen ja, daß wir Amerikaner Abenteuer lieben und sie uns auch etwas kosten lassen. Der kleine Verlust schmerzt mich gar nicht. So wird es Sie nicht wundern, daß ich mich über die ganze Sache herzlich freue. Sie sind mir sympathisch." Hickson reichte seinen Gegenüber die Hand, die dieser zögernd ergriff. „Wollen Sie mir verraten, ob Sie dieses Geschäft schon lange betreiben? Zwei Jahre schon? Sehr, sehr interessant. Und haben Sie heute schon einmal — oder drücken wir es so aus — waren Sie heute schon einmal geschäftlich tätig?"

Statt jeder Antwort holte der andere eine dicke gelblederne Brieftasche hervor, öffnete sie und ein dickes Bündel Banknoten wurde sichtbar.

„Donnerwetter!" sagte Hickson.

„Von einem Bankier, bekannten Pariser Finanzmann. Vor einer Stunde genommen. Achtzigtausend Franken."

„Donnerwetter!" sagte Hickson noch einmal.

„Ja, das lohnt sich."

„O ja, das lohnt sich", wiederholte Hickson.

„Leider muß ich Sie jetzt absetzen. Wir sind jenseits des Bois. Sie werden zwanzig Minuten laufen müssen, um ein Auto zu finden. Aber die Nachtluft wird Ihnen gut tun, wenn sie auch ein wenig feucht ist. Gute Nacht, mein Herr!" — Der Hochstapler klopfte dreimal scharf an die Scheibe. Sofort stand der Wagen still.

John Hickson drängte sich nahe an den Unbekannten, drückte ihm lange mit äußerster Herzlichkeit die Hand, stimmte noch einmal ein Loblied auf den Charme dieses Ueberfalls an und stieg aus. Er sah dem Auto eine Viertelminute lang nach. Dann rannte er mit Riesenschritten dem nächsten Gehölz zu. Er lachte im Laufen, lachte immerzu; die Tränen liefen ihm über das Gesicht; so unbändig lachte John Hickson. Er lief im Zickzack, machte Bogen, schlug Haken, bis er endlich an eine Wegstelle kam, die er kannte. Er näherte sich kichernd und eilig der nächsten Laterne. Hier blieb er stehen und holte aus seinem Jackett zwei Brieftaschen hervor. Eine schwarze und eine gelblederne. Die schwarze verstaute er sofort wieder. Die gelblederne öffnete er, holte das dicke Banknotenbündel heraus und begann zu zählen. Es waren genau achtzigtausend Franken. Dann griff er in eine andere Tasche, holte seine Ringe heraus, steckte sie an, und schließlich tat er noch seine Platinuhr in die ihr zukommende Westentasche.

Zur gleichen Zeit entdeckte der Mann im Auto, daß er es mit einem Kollegen, freilich mit einem größeren Kollegen zu tun gehabt hatte. Und fluchte stundenlang.

Der „Kollege" aber, der gesuchteste aller Hochstapler und Taschendiebe der Welt, John Hickson, alias Herbert Leechtown, gesucht von neunzehn amerikanischen und acht europäischen Staaten, fuhr noch am gleichen Abend nach Monaco.

Kurt Miethke.

## Unterm Galgen

**Von unserm Balkankorrespondenten**

Vor kurzem trat der Staatsanwalt in Athen persönlich mit dem Ersuchen an mich heran, mich am kommenden Morgen in aller Frühe im Gefängnis einzufinden, um als Zeuge bei einer Hinrichtung zugegen zu sein. Als ich zur festgesetzten Stunde schaudernd den Hof des Gefängnisses betrat, waren sämtliche Vorbereitungen für die schwerste Stunde eines Menschen bereits beendet. Gendarmen mit verbissenen Gesichtern, mit umgehängten Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten standen im Halbkreise, in dessen Mitte der Galgen errichtet war: zwei schaurige magere Pfosten, die am oberen Ende das eigentliche Galgenstück trugen, und zu Füßen ein leeres Bierfäßchen. Ein zerlumptes altes Männchen, ein halber Krüppel von einem Zigeuner, gab die letzten Anordnungen mit einer Ruhe und Gelassenheit, als gälte es, einen Triumphbogen zu errichten. Der Mann war einer der ältesten Insassen des Gefängnisses, der, selbst ein Mörder, zu lebenslänglicher Kerkerstrafe unter der Bedingung begnadigt worden war, bei zukünftigen Todesurteilen als Henker zu fungieren. Der Alte prüft den Strick, tritt mit dem Fuße gegen das Faß, grinst teuflisch und meldet mit gurgelndem Tonfall, daß alles bereit sei. Man studiert die Züge des Henkers und sucht unwillkürlich nach menschlichen Zügen, nach Mitleid. Zehn Jahre Kerker und die geringe Aussicht, jemals wieder den Fuß aus dem Kerker in die Freiheit zu setzen, scheinen jedes menschliche Gefühl ausgelöscht zu haben. In vollem Ornat steht hinter dem Kleinen der Geistliche, ein Riese an Gestalt; Gegensätze, die sich schwer in Worten ausdrücken lassen! Dazu sehen Geistliche der griechisch-orthodoxen Kirche immer gleich aus, und ich sah das gleiche Gesicht, die gleiche Leblosigkeit, die gleiche Gestalt schon einmal bei einer Trauung im Freundeskreise. Der gleiche Eindruck, das gleiche Wesen im werdenden Glück und in den letzten Minuten im Leben eines menschlichen Bruders.

Der Gefängnisdirektor erteilt den Befehl, den zum Tode Verurteilten vorzuführen. Ein junger Bursch erscheint in der niedrigen Hoftüre, ein halbes Kind, scheinbar kaum volljährig und doch unglücklicherweise schon einundzwanzig Jahre alt, als er die ihm zur Last gelegte Tat beging. Sein sicheres Auftreten wird auch nicht durch die Verlesung des Todesuretils geschmälert, und nur der Gerichtsschreiber, der monoton Wort für Wort des langen Tenors herunterleiert, zittert in der Stimme bei der Verkündung der Todesstrafe. Der Priester nähert sich, einem Schatten gleich, dem Jungen. „Mein Sohn", beginnt er, „du wirst in wenigen Augenblicken diese sündige Welt verlassen und zu Gott eingehen. Fürchte nichts, mein Kind! Nur die irdische Hülle fällt, während das Leben seinen Fortgang nimmt; dort oben" — er zeigt zum Himmel —" dort oben . . ."

Der Todeskandidat, der von Sekunde zu Sekunde mehr die Fassung verliert, wirft einen Blick zu den Wolken und empfängt, das Auge starr an den Galgen gebannt, die Absolution. „Dieser Strick, dieser Strick, Herr Pfarrer . . . dieser Strick!" murmelt der Delinquent, am ganzen Körper zitternd, in höchster Verzweiflung. Der Geistliche versucht, ihn zu trösten, und erzählt dem Jungen vergeblich vom Leben jenseits der Sterne. Der Verurteilte hat auf einmal alle Fassung verloren, reißt an der Hand des Priesters und schreit wie ein zu Tode verwundetes Tier: „Der Strick, der Strick dort oben, Herr Pfarrer, der Strick!" In den abgehackten Silben klingt die Qual eines menschlichen Herzens. Die Zuschauer verlieren die Farbe aus Wangen und Lippen; Muskeln zucken nervös, und man sehnt den Augenblick herbei, an dem alles vorbei ist. Langsam nähern sich zwei bisher im Hintergrunde stehende Gehilfen des Henkers und erfassen mit raschem Griff die Handgelenke des Verurteilten. Ein gellender Aufschrei des Jungen, der versucht, sich mit seinen letzten Kräften loszureißen, um in den Falten des Ornates des Geistlichen Schutz und Versteck zu suchen. „Mein Sohn, murmelt der Seelsorger, während er versucht, seine Kleidung in Ordnung zu bringen, „mein Sohn . . .!"

„Dieser Strick . . . dieser Strick . . . dieser Strick . . ." schreit der Verurteilte gellend in einem Atemzuge.

Zwei weitere Henkersknechte eilen herbei. Der verzweifelten Anstrengung von acht Fäusten gelingt es endlich, den Jungen von dem Geistlichen abzubringen.

Man hat mit schwerer Mühe und Not den Verurteilten auf das Faß gezerrt. Der Junge blickt idiotisch-starr zu dem Geistlichen, der neben ihm steht und Gebete verrichtet. Als der Henker den Strick um den Nacken des Delinquenten legen will, springt der Staatsanwalt aus der Reihe der Zeugen und ruft mit Pathos: „Der Staatspräsident hat Sie begnadigt!" — Was für eine „Gnade" nach einer derartigen Folter! — Der Geistliche spricht von Christus und von Lazarus und seinem Grabe. Seine Worte gehen unter in dem Geschrei der Gendarmen, die dem Verurteilten und Begnadigten immer wieder und wieder zurufen: Schrei' Hurra! Schrei'. „Es lebe der Herr Präsident;" Der Verurteilte stand geistesabwesend da und wußte nicht, um was es sich handelte. Gericht und Zuschauer zogen sich blaß und schweigend zurück, ohne Geheul, ohne Hochrufe und ohne irgendwelche Kundgebungen, die sicherlich ganz anders als das Jubelgeschrei der Gendarmen ausgefallen wären. Der Gefangene war ganz in sich zusammengesackt und beobachtete mit erlöschenden Augen die Menschen, die etwas von ihm wollten, ohne daß er sich über das „Was" Rechenschaft geben konnte. Von seinen toten Lippen flohen Laute: „Dieser Strick . . . dieser Strick . . . dieser Strick. Herr Pfarrer!" — Er wurde nicht wieder in das Gefangenenhaus zurückgeführt, sondern in ein Spital für Geisteskranke.

Am folgenden Tage erkundigte ich mich empört beim Staatsanwalt, was das Theater vom vorhergegangenen Morgen zu bedeuten gehabt habe. „Nichts, weiter nichts", erwiderte mir der Herr im Talar; „wir wurden am Abend vor der angesetzten Hinrichtung davon verständigt, daß der Täter begnadigt worden sei. Um aber auf jeden Fall ein abschreckendes Beispiel zu statuieren, führten wir den Akt soweit durch, wie sie es gestern gesehen haben."

„Heute ist der Unglückliche in einer Irrenanstalt untergebracht, wo er langsam dahinsiecht, ohne daß wohl jemals Aussicht auf Besserung vorhanden ist", erlaubte ich mir zu entgegnen.

„Warum zum Teufel soll der Mörder auch Aussicht auf Heilung haben?" waren die letzten Worte des Herrn im Talar, die eine grinsende Fratze aussprach, während ihr Träger zum nächsten Termin schritt, zur Forderung neuer Köpfe und neuer Strafen.

Auch ein Standpunkt! — —

## Die Toten ohne Kopf

**Kriminalroman von Hans Regina von Nack**

Copyright 1930 by Ernst Oldenburg, Leipzig.

85

(Nachdruck verboten)

„Das wohl, aber er ist mir wieder entfallen."

„Da fällt mir ein, daß ein entfernter Bekannter von mir kürzlich in dieser Gegend ein Häuschen kaufte, ein gewisser Doktor Rochetti!"

„So heißt er nicht!"

„Hat er einen braunen Vollbart?", beharrte Moon.

„Ich habe ihn zwar nur einmal gesehen, damals, als er die Festung besichtigte, aber ich erinnere mich bestimmt, daß er bartlos war!"

„Wohnt er ständig hier?"

„Ganz und gar nicht. Er muß sehr selten da sein, denn die Fensterläden sind eigentlich stets verschlossen, wann immer ich auch vorbeigehe!"

„Vielleicht hat er viel zu tun und trifft erst spät hier ein?"

„Das wäre möglich. Denn unlängst kam sehr spät am Abend Besuch zu ihm. Das heißt, es war sogar schon Nacht. Einer meiner Gäste hat das erzählt. Der Herr Lehrer; der hat nämlich Radio und da hört er bis spät in die Nacht zu. Auch so neumodisches Zeug, statt daß die Leute wie früher am Stammtisch sitzen . . ."

„Sie wollten mir von dem nächtlichen Besucher berichten!"

„Ja, richtig. Also der Herr Lehrer scheint damals beim Zuhören des Radiokonzertes durstig geworden zu sein. Er kam spät in der Nacht noch auf einen Schoppen Wein zu mir. Auf dem Wege hat er das Rattern eines Autos gehört, der Wagen muß aber noch vor Montredon stehen geblieben sein und dann ist er einem Herrn begegnet, einem Fremden, das fällt in der Nacht auf in unserem Ort. Er hat ihm also nachgesehen und der Herr ist richtig in die Villa auf der Landzunge gegangen."

„So was! Mitten in der Nacht?" Moon nahm lebhaften Anteil am Montredoner Tratsch.

„Wenn ich mich nicht irre, hat der Herr Lehrer — es ist schon mehrere Tage her — gesagt, daß der Fremde einen Vollbart hatte. Am Ende war das Ihr Bekannter?"

Moon nickte eifrig. „Sehr leicht möglich! Sogar höchst wahrscheinlich! Der liebt nächtliche Unternehmungen! — Wurde der Fremde und sein Auto später nochmals bemerkt?"

„Nicht daß ich wüßte. Einmal habe ich freilich was Drolliges beobachtet. Ich erinnere mich sehr wohl an diese Nacht, weil ein furchtbares Unwetter herrschte und die Gäste immer wieder fragten: Herr Bürgermeister, regnet es noch? Ich trat wiederholt vor die Tür, aber es goß ununterbrochen wie aus Kannen. Wie ich so in den Regen gucke — es mag elf Uhr gewesen sein — da fuhr plötzlich hier ein großer Wagen vorbei, auf Marseille zu, daß der Kot nur so spritzte. — Ich machte starken Umsatz in jener Nacht, keiner wollte nach Hause gehen bei solchem Regen. Und wie ich so gegen eins wieder einmal nach dem Wetter schaue, was glauben Sie — da raste derselbe Wagen in derselben Richtung vorbei!"

„Hab' mir gedacht!" entfuhr es Moon.

„Das aber würden Sie gewiß nicht erraten, daß ich — zu komisch! — das Auto zwei Stunden später ein drittes Mal sah!"

„Ich will Sie nicht kränken, aber — aber ich habe auch das erraten!"

Der Wirt lachte. „Na, wie erklären Sie das? Ich habe mir damals gedacht: Der neue Hausherr der Festung hat wahrscheinlich Gäste und die werden nun einzeln im Auto hergebracht und nach Hause geschafft."

„So ungefähr dürfte es auch gewesen sein!", pflichtete Moon bei. „Und heute gegen Morgen — haben Sie da nichts von dem Auto gesehen oder gehört?"

„Ich habe einen festen Schaf, Monsieur. Aber jetzt, wo Sie mich fragen, erinnere ich mich — — ja — es dämmerte schon — da weckte mich Motorlärm! Ich hab' mich aber gleich wieder aufs Ohr gelegt."

„Höchst bedauerlich. Sie hätten sonst den Wagen gesehen, der in der Regennacht dreimal von Marseille kam und wieder zurückfuhr!"

„Der Herr scheinen besser orientiert als ich und fragen mich aus!"

„Was ich weiß, weiß ich von Ihnen!" Er schob den geleerten Teller von sich.

„Wie hat Ihnen die Bouillabaisse geschmeckt?"

„Exquisit!"

„Noch eine Portion gefällig?"

„Nein, danke!" Moon hatte es plötzlich eilig. „Aber ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich sehr zufrieden war. Ich werde ihre Bouillabaise nie vergessen! Sie bleibt für mich die denkwürdigste Fischsuppe von ganz Südfrankreich!" — —

XX.

Der Abend war gekommen, doch der Detektiv dachte noch nicht an die Heimkehr nach Marseille.

Er hatte sein Rad im Wirtshaus des Bürgermeisters eingestellt und flanierte in Montredon herum, besah sich die gespannten Netze der Fischer, ein geschmackloses Heiligenbild, das auf einer Säule auf dem Marktplatz stand, kurz, es schien, als ob sich der Ausflügler von den Sehenswürdigkeiten Montredons nicht losreißen könne.

Seine ganze Aufmerksamkeit aber gehörte der kleinen Villa auf der Landzunge und es wurmte ihn mächtig, daß er nicht an die Festung herankonnte.

Drum pirschte er sich schließlich so nahe als nur irgend möglich an den Zugang der Landzunge vor, setzte sich zwischen das Geröll der Blöcke, in deren Spalten die Meereswogen zischend eindrangen, und beobachtete aus seiner unbehaglichen Deckung heraus das schon durch seine Lage von Natur aus völlig isolierte Gebäude, um dessen Felsfundamente brüllend das Wasser tobte.

Der Bürgermeister schien recht zu haben. Die Festung machte den Eindruck des Unbewohntseins. Die schweren Balken und Läden vor Fenstern und Türen wirkten so trostlos unwirtlich, daß man hätte meinen können, das Häuschen sei für alle Ewigkeit verriegelt und vernagelt.

Wenn ich nicht bestimmt überzeugt wäre, daß es keine Wunder gibt, möchte ich glauben, jetzt eines zu erleben!", murmelte der Detektiv leise für sich. „Oder ist es etwa kein Wunder, daß aus dem Kamin eines unbewohnten Hauses Rauch steigt?"

Wie schlau! Die menschenscheuen Bewohner hatten mit der Bereitung ihres Diners bis zum Einbruch der Dunkelheit gewartet. Sie hatten also wohl Grund, ihre Anwesenheit ängstlich zu verbergen.

Das stärkte jedenfalls Moons Kombinationen, nährte seinen Verdacht.

Schön. Aber das alles berechtigte noch kaum dazu, mit Polizeigewalt in die Festung einzudringen. Andernteils fühlte der Detektiv instinktiv, daß die Ereignisse irgend einer Katastrophe zutrieben, daß es Zeit wurde, energisch einzugreifen.

Statt dessen saß er untätig im Strandgeröll und folgte mit den Augen dem dünnen Rauch, den die Seebrise auseinanderblies.

Wenn er sich bloß in die Festung hätte einschleichen können. Trotz seines Erlebnisses in der Villa am Corniche würde er es bedenkenlos getan haben!

Doch hier war ein solches Unternehmen von vornherein zu Scheitern verurteilt.

Was beginnen?

(Fortsetzung folgt.)